

DEUTSCHLAND

Blau und Dur

Wie der Prospekt es befahl

Eine Woche lang schwelgte die provisorische Hauptstadt Westdeutschlands in 100jährigem Gedenken des ersten deutschen Reichsparlaments. Eine Woche lang wurde in Frankfurt radgefahren, gerudert, geredet, ausgestellt, getagt, musiziert, gespielt, empfangen und gefestigt. Die Begabung der Deutschen zu Staatsakten — nach wie vor eingeleitet von blaustrahlendem Maihimmel und Meistersinger-Blas-Dur — feierte Triumphe.

Internationale Bande wurden wieder geknüpft oder neu gefestigt — das konnte diese geschäftige Handelsmetropole am Main als ihr Verdienst buchen. Ein Volksfest aber — wie die 48er-Bewegung eine Volksbewegung gewesen ist, wenn man den Festhistorikern glauben darf — ein Volksfest war die Paulskirchenfeier nur insoweit, als sie ein Schauspiel war mit Prominenten-Auffahrt, schwarz-rot-goldenen Fähnchen und Friedhofsblumen.

Die Feier war organisiert. Sie war gut organisiert. Sie war zu gut organisiert. Der Blick auf die wirklichen Trümmer des Römerbergs war durch wirklichkeitmildernde Tannenbäume verstellt worden. Der Blick auf die Trümmer der Gegenwart wurde verschleiert durch ein Erinnerungspathos, das nur selten einmal die Wurzel der deutschen, der europäischen, der Weltkrankheit bloßlegte.

Symbol dieser geistigen Fassade war die Domuhr, von deren Zeigerwerken nur ein dem Römerberg gegenüberliegendes in Ordnung gebracht worden war, das der gerüstgeschmückten Paulskirche zugewandt ist. Die übrigen Zifferblätter starrten aufgerissen und schief in die Zeit. Der Zeiger zum Mainufer stand boshaft auf 12 gerichtet.

Der Dienstag war der eigentliche Gedenktag. Wie der Prospekt es befahl, läuteten um 8 Uhr die neuen Paulskirchenglocken, um 8.15 Uhr alle Frankfurter Glocken und um 8.30 Uhr die Gedächtnisglocke der Paulskirche.

Das Erlebnis des Vormittags war beim akademischen Festakt in der Universität



„Feierstunde des Volkes“
Kolb: Zehn demokratische Reden

die Kurzsprache des Kanzlers der Universität Chicago, Robert M. Hutchins, der in wahrhaft erfrischendem Deutsch kundtat, wie wenig irgendein Demokrat der Welt Grund zur Selbstgefälligkeit habe, solange die eine Welt oder auch beide, die westliche und die östliche Welt, in täglicher Gefahr sind. Amerika sei ein großes und reiches Land geworden, nicht wegen seines Erziehungssystems, sondern trotz seines Erziehungssystems, meint der Professor.

Nachmittags stand die schaulustige Menge dicht gedrängt. Auch auf den Dachsparren und Fensterkreuzen hockte die Neugier. Der Lautsprecher verkündete das Herannahen der Stern-Stafettenläufer, die zwanzig Minuten vor der Kirche warteten, um die Grüße der jeweiligen deutschen Heimatcke nicht zu früh zu bringen.

In der Sternspitze des dänisch angekränelten demokratischen Nordens waren beim Flensburger Start vorbereitende Worte mit leichtem Lächeln hingenommen worden. Als der 400-Meter-Hürdenmeister Kohlhoff sich vor dem Flensburger Nordtor bereitstellte, mußte er erst einer lupenden Autokolonne und dann einer klingelnden Strassen



„Kein Grund zur Selbstgefälligkeit“
Hutchins: Kraftvolle Botschaft

Benbahn den Platz freigeben. An der symbolischen Idstädter Kirche des schleswig-holsteinischen Befreiungskampfes, wo auch eine Feierstunde stattfinden sollte, fehlten Läufer und Feiernde. Ein Zivilist sprang ein. Der versprochene Läufer hatte Torf stechen müssen.

Als am nächsten Stafettenpunkt der Läufer ebenfalls fehlte, entschloß man sich, den Köcher mit dem Einheitsgruß des deutschen Nordens an Frankfurt einem Motorradfahrer anzuvertrauen. Der mußte unterwegs frühstücken, damit er nicht zu früh in Schleswig ankam. Die vorgesehene Feier im Schleswiger Dom war verlegt worden, weil der Dom abgeschlossen war.

Planmäßiger wurde die Nordroute des siebeneckigen Stafetten-Sterns über Kiel nach Frankfurt weitergeführt.

Polizei in achteckiger weißer Schirmmütze ritt in der Frankfurter Kulisse auf und nieder, angetan mit der dritten neuen Uniform seit Jahresfrist. Diesmal ganz nach New Yorker Muster.

Den Main entlang parkten blechfitternde Luxuslimousinen der Besatzer und die Mercedes 170 V der Wirtschaftsratsleute. Die



„Was vermag ein lauterer Herz?“
Unruh: Ideales Pathos

höheren deutschen Chargen erschienen in entsprechend ausladenderer Motorisierung.

In den kühlen Römerhallen formieren sich die Ehrengäste, denen man die Rolle von Delegierten zugeordnet hat, zum historischen Zug in das weite Oval der Kirche, das in frapperender Nüchternheit zur lichtgesättigten Decke aufsteigt, alle Träume verjagend. Die Böllerschüsse und Vivat-Rufe der Menge des Jahres 1848 unterblieben diesmal.

Das Kardinalsrot von Käppchen und Umhang des apostolischen Visitators Aloisius Munch, die bizarren Roben der ausländischen Magnifizenzen, die Generalkäppis hoher französischer Offiziere und die neue graue Homburg-Bombe von Wirtschaftsrat-Präsident Erich Köhler sind Augen-Blick-Fänge.

Glockengeläut von allen Seiten. Die Schlußläufer der 20 000-Mann-Stafette werden ebenfalls in das abgesperrte Heiligtum gelassen und überreichen die Grußbullen deutscher Städte und Länder. Der Berliner Renner war mit dem Flugzeug gekommen. An der Mark zwischen Berlin und der Sowjetzone hatte seine Botschaft in den Luftkorridor gehoben werden müssen. Aus der französischen Zone war keine Botschaft angekommen. Aus der russischen wettete Pieck inoffiziell, die Paulskirchen-Zentenarien seien die „Stafette für die Bildung eines Weststaates“.

Die Stadt Frankfurt hatte ein Frankfurter Konzert 1948 von Harald Genzner schreiben lassen. Es wurde gespielt. Dann stand ein Mann am Mikrophonpult und am Ziel seiner Wünsche: Walter Kolb. Ein gut Teil seiner unverwüstlichen Arbeitskraft hatte Deutschlands bekanntester Oberbürgermeister seit langem für „diese historische Stunde“ und für die Paulskirche geopfert. Knapp drei Stunden zuvor war er zum Ehrendoktor der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität geschlagen worden. Das hat zur Folge, daß Konrad Adenauer ihn künftig nicht mehr wegen seiner Neigung apostrophieren kann, sich widerspruchslos „Herr Doktor“ nennen zu lassen.

Ueber zehn Reden mußte der imposante Neu-Doktor während seiner Pauls-Woche halten, und er mußte sogar den Fußball anstoßen in dem Spiel zwischen Eintracht und dem Fußballsportverein. Dabei piff nicht nur der Schiedsrichter.

Walter Kolb spricht. Die Einsegnung des Tempels (so nennt er die Kirche) ist für

ihn die wichtigste seiner vielen bisherigen Reden. Er spricht von der Geburtsstunde der deutschen Demokratie vor hundert Jahren. Er spricht davon, daß „unser Volk sich zu den Feierstunden versammelt“ habe. Er spricht nicht davon, daß und warum die Demokratie 1848 und die von 1918 vom Winde verweht wurden. Er spricht nicht von dem Tornado, der die Anfänge des dritten Versuchs bereits jetzt umherwirbelt, davon hatte der Kanzler aus Chikago gesprochen.

Dem Festredner des Tages, Fritz von Unruh, merkte man schon bei Beginn die große Bewegung des nach 16 Jahren Zurückgekehrten an. Der Dramatiker gab ein ergreifendes Bild seines eigenen Weges als Friedensfreund, aber er zeigte keinen Ausweg für die Zukunft. Zulange war er nicht unter denen gewesen, für die er sprach. Seine Erkenntnisse waren längst ihre Erkenntnis geworden, soweit sie überhaupt bereit waren zu erkennen.

Dem 73jährigen, der trotz einer schweren Operation die 4000 Meilen herübergefahren war, wurde in der zweiten Hälfte das Sprechen sichtlich schwer. Immer mühsamer formte er sein ermutigendes, von idealem Pathos getragenes Selbstbekenntnis.

Da werden ihm die Lippen plötzlich schwer. Das stark gefurchte, eckige Gesicht unter den weiß herunterhängenden Haaren wird fahl. Der Blick geht ins Leere. Zwei Streicher aus dem Orchester schieben ihm einen Stuhl hin, auf dem er eine halbe Minute ausruht. Lautlose Spannung im Saal. Unruh rafft sich wieder auf, krallt seine Hände in die Pultseite und versucht weiterzusprechen. Er stockt, wird noch leiser und sinkt in sich zusammen.

Die Musiker legen ihn auf den Boden. Ein Arzt stürzt im Laufschrift durch das Plenum, die Frau des Dichters kommt mit einer Krankenschwester, der Schrecken des Augenblicks läßt unter den zwölf brennenden Wachskerzen das Schlimmste befürchten. Man trägt Unruh zur Orgelempore. Die Fotografen — etwa zwanzig — haben ihre Verblüffung überwunden und laufen sternartig auf das Orchester zu, um das Bild des Tages festzuhalten. Empörte Rufe wie: „Dieses Pack“ und „Fotografen weg“.

Dann rettet Kolb die Situation. Das Schlußlicht, Leonoren-Ouvertüre, wird vorverlegt. Dann kommt Unruh unter begeistertem Klatschen wieder und liest sein Manuskript zu Ende. Starker Beifall der Jugend auf den Stehplätzen, als er von den Taktstockschiwängern spricht, die unter Wilhelm, unter Ebert, unter Hitler und nun vor Hammer und Sichel Beethoven dirigieren. „Hinweg mit ihnen“, Aufruf an das deutsche Gewissen mit dem alten Zitat vom Boxeraufstand her: The Germans to the front. (Die Deutschen an die Front).

Die Wirkung ist stark, aber noch nachhaltiger erklingt dem Zuhörern der letzte Satz vor dem Kollaps in den Ohren, der als Motto über der ganzen Dichterrede hätte stehen können: „Was vermag ein lauter Herz in dieser arglistigen Welt?“

Die besten Jahre meines Lebens

Dann hängen wir sie einfach auf

Die amerikanischen Zeitungskorrespondenten im Ludwigsburger Screening Center waren sich einig, kaum je eine so phantastische Spionage-Story gehört zu haben. An zwei Herren vor ihnen deutete nichts mehr darauf, daß sie als deutsche Spione von einem geheimen amerikanischen Militärgericht zum Strang verurteilt worden waren. Sie erzählten den Schluß einer Geschichte, die vor sechs Jahren angefangen hatte.



Am Halse aufzuhängen
Burger, ein Berufssaboteur

Juni 1942. Ueber dem Strand von Long Island vor New York liegt die Dunkelheit wie ein dichter Sack nur der Schaum der Brandung phosphorisiert durch die Nacht. Plötzlich gleitet ein Schatten darüber, unterdrückte Stimmen klingen zum Ufer, leicht rauscht das Wasser unter watenden Schritten. Aus der Dunkelheit schälen sich die Gestalten von vier Zivilisten heraus. Sie stehen auf amerikanischem Boden. Aber sie flüstern deutsch.

Wie auf Kommando brechen plötzlich ihre Stimmen ab, acht Augen starren in das Dunkel der Nacht. Irgendwo knirscht Sand unter Schritten. Ganz nahe.

Sorglos schlenderte Jack Cullen durch die Nacht. Der 21jährige Küstenwächter machte seinen üblichen Nachtkontrollgang am Strand entlang. Mit dem Lauf nach unten hing das Gewehr über seiner Schulter. Mit einem entsetzten „Oh“ rannte er plötzlich gegen einen Menschen. Ehe er sein Gewehr herunterreißen konnte, spürte er den Druck einer Pistole



... bis zum Eintritt des Todes
Dasch, ein Mordskerl

zwischen seinen Rippen. „Hands up“, flüstert es drohend. Er gehorcht. Um sich herum sieht er, kaum aus dem Dunkel hervortretend, die Silhouetten von vier Männern.

Jack gab keinen Pfennig mehr für sein Leben.

Einen Tag später klingelte in einer Filiale des FBI (Federal Bureau of Investigation, US-Geheimpolizei) in New York das Telefon. „Ich bin eben mit ein paar anderen Leuten durch ein deutsches U-Boot an Land gesetzt“, sagte eine Stimme. „Ich soll in den USA Spionage und Sabotage in großem Stil durchführen“. Der Mann bat, vom FBI empfangen zu werden, damit er alle Einzelheiten erzählen könne. „Nuts!“ (verrückt), knurrte der New Yorker FBI-Agent und knallte den Hörer auf.

Zwei Tage später sprach im Washingtoner FBI-Hauptbüro Edgar J. Hoovers ein Herr George John Dasch vor und war sehr erstaunt, daß man ihn nicht erwartete. Der New Yorker Agent hatte gedacht, der Telefonanruf sei von einem Verrückten gekommen, und ihn gar nicht weiter gemeldet.

Er sei der Chef einer achtköpfigen Gruppe, die vom OKW ausgesandt sei, um die USA unsicher zu machen, stellte George Dasch sich den verblüfften Geheimpolizisten vor. Drei seiner Kumpanen seien mit ihm an der Küste von Long Island gelandet und die anderen bei Florida.

Dann setzte er sich hin und fing an, einen 265 Seiten langen Bericht über seine Erfahrungen in Berlin zu diktieren. Als die FBIs das gelesen hatten, klopfen sie George Dasch auf die Schultern. „George, heute früh dachten wir, Du seist verrückt, aber Du hast uns hier wirklich einen sehr großen Dienst geleistet. Du bist ein Mordskerl.“

„Acht Nazi-Saboteure gefangengenommen“, schrien am Morgen des 28. Juni 1942 die amerikanischen Zeitungsjungen in die Wolkenkratzer-Straßen. Zum ersten Male spürten die Amerikaner Hitlers Fühler, zum ersten Male war Amerika im Bereich europäischer Kriegs-Aktionen.

Mit Schwimmsäcken hätten deutsche U-Boote auf Long Island und Florida Saboteur-Gruppen an Land gesetzt. hieß es, die der Kriegsmarine soviel Schaden wie möglich zufügen sollten. Ein junger Wachmann habe eine der Gruppen gestellt, 300 Dollar Schweigegehd genommen und die Landung dann seinem Vorgesetzten gemeldet. Er wurde zum Helden Amerikas. Von George Dasch stand kein Wort in den Blättern.

„Am Hals aufzuhängen bis zum Eintritt des Todes“, lautete das Urteil, das ein geheimes Militärgericht über alle acht Spione sprach. Präsident Roosevelt als Oberster Gerichtsherr begnadigte zwei von ihnen; den einen zu 30 Jahren, den anderen zu lebenslanglichem Zuchthaus. Der eine war George Dasch, der andere hieß Ernst Burger.

Der Krieg war schon ein halbes Jahr vorbei, ehe Generalstaatsanwalt Tom Clark der Presse den Grund für die Begnadigung erzählte. Er habe die Öffentlichkeit nicht früher beunruhigen wollen. Die Meldung des Küstenpostens hätte nie ausgereicht, die Nazis zu fangen. „Ohne die Hilfe aus den Reihen der Saboteure selbst hätten wir beide Gruppen nicht so schnell unschädlich machen können.“

George Dasch, ein grauhaariger Kellner mit verkniffenem Mund und fahigen Bewegungen, hat es den Amerikanern furchtbar übel genommen, daß sie ihn sechs Jahre in ihre Zuchthäuser sperrten.